

Zeitschriftenschau.

A. Philosophische Zeitschriften.

1] Fortschritte der Psychologie und ihrer Anwendungen.

Herausgegeben von K. Marbe. Leipzig 1918, Teubner.

V. Band, 3. Heft: H. Henning, Herings Theorie des Tiefensehens, das Panumsche Phänomen und die Doppelfunktion. S. 113. Nachdem Hering die früheren positiven und negativen Netzhautwerte ausgeschieden, besagt seine Theorie des Raumsinnes: Punkte, die sich auf korrespondierenden Netzhautstellen resp. korrespondierenden Längsschnitten abbilden, werden in einer Fläche, der Kernfläche, gesehen; Punkte mit gekreuzter Disparation erscheinen vor der Kernfläche und Punkte mit ungekreuzter Disparation hinter der Kernfläche. Dabei sind die Raumwerte den Netzhautpunkten zugeordnet. Jaentsch suchte die Heringsche Theorie durch das Panumsche Phänomen zu widerlegen. Vf. wies nach, dass dessen Versuche nicht Hering widerlegen, dass aber nach seinen eigenen Versuchen die Deutung von Jaentsch nicht zutrifft. Prandtl hat nun darin dem Vf. zugestimmt, aber auch gegen ihn gilt, was er gegen Jaentsch gesagt, seine Versuche mögen zutreffen, sie können aber von der Heringschen Theorie erklärt werden, diese ergänzt Vf. durch die „Doppelfunktion“. Das Panumsche Phänomen besagt: Wird dem einen Auge ein Strich geboten, dem andern aber zwei, so entsteht nach der Verschmelzung ein räumlicher Eindruck, indem die beiden Striche mit verschiedener Tiefe in der Blicklinie des Auges zu liegen scheinen. Vf. lehrt nun keine Verschmelzung, wie Prandtl annimmt, sondern das Gegenteil: „Die Erregung des einen Auges kann sich teilen und mit beiden Erregungen des andern Auges zusammenwirken. Es kommt also keine psychische Verschmelzung der Wahrnehmungsbilder in Frage, sondern eine Doppelwirkung (Doppelfunktion) der einen Erregung“. — F. E. O. Schultzche, Individualdiagnostische Studien. S. 173. I. Die Rechenprobe. „Das Wesentliche für alle diagnostische Forschung ist, dass man (im Gegensatz zu der Binetschen Methode und ihrer Varianten) die einzelnen psychischen Funktionen zahlenmässig bewerten kann“. Dazu ist die Rechenprüfung besonders geeignet. Da diese aber viel Zeit fordert, so wird am Schlusse ein abgekürztes Verfahren angedeutet.

4. Heft: M. Schmitt, **Der Einfluss des Milieus und anderer Faktoren auf das Intelligenzalter.** S. 217. Die Untersuchung hat gezeigt, dass Kinder aus den unteren Bevölkerungsschichten im Durchschnitt ein niedrigeres Intelligenzalter (nach Binet-Simon) als ihre Altersgenossen aus anderen Bevölkerungsschichten auch dann zeigen, wenn sie nicht mehr unter dem Einfluss des häuslichen Milieus stehen, sondern in Internaten erzogen werden. Auch zeigt sich, dass die Dauer des Aufenthaltes in dem geänderten Milieu der Erziehungsanstalt ohne Einfluss auf das Intelligenzalter ist. Wir müssen aus diesen Tatsachen schliessen, dass das ungünstige Ergebnis von Intelligenzprüfungen nach Binet-Simon an Kindern der unteren Klassen letzten Endes nicht auf ungünstige Milieuwirkungen zurückzuführen ist, sondern darauf, dass unter diesen Kindern solche mit „vererbter“ geringer intellektueller Veranlagung verhältnismässig häufig und solche mit überdurchschnittlicher Veranlagung verhältnismässig selten sind. Es hat sich ferner gezeigt, dass das moralische und berufliche Ursprungsmilieu des Kindes keinen eindeutigen Einfluss auf das Intelligenzalter hat. Die geringen Unterschiede im materiellen Ursprungsmilieu, die sich in meinem Material finden, lassen wohl keinen deutlichen Einfluss auf das Intelligenzalter erkennen. Immerhin schliessen sie einen solchen Einfluss nicht aus. Als Nebenergebnis dieser Untersuchungen ist die Feststellung einer Beziehung zwischen gewissen individuellen Eigenschaften des Kindes und seinem Erfolg bei der Intelligenzprüfung anzusehen. Die von den Lehr- und Aufsichtspersonen als intelligent, fleissig, pünktlich, aufmerksam und rein beurteilten Kinder weisen häufiger Intelligenzvorsprünge und seltener Intelligenzrückstände auf, als die als unintelligent, unfleissig, unpünktlich, unaufmerksam und unrein beurteilten Kinder. Bei anderen Eigenschaften (lebhafte, ruhig, schüchtern) lässt sich nur bei einem der beiden Geschlechter ein Zusammenhang mit dem nach Binet und Simon ermittelten Intelligenzalter feststellen. Eine dritte Gruppe von Eigenschaften (geschickt, leichtsinnig, sprachlich gewandt) zeigt keine deutliche oder überhaupt keine Beziehung zur Intelligenz.

2] **Zeitschrift für Psychologie.** Herausgegeben von F. Schumann. Leipzig 1918.

80. Bd., 4.—6. Heft: Charlotte Bühler, **Ueber Gedankenentstehung.** S. 129. Untersuchungen zur Denkpsychologie. Eine neue Methode: Die Versuchsperson hat die Aufgabe, eine Reihe von Wörtern, welche ihr gedruckt auf einem Zettel vorgelegt werden, zu einem Gedanken und Satz zusammenzuschliessen, ohne mehr als das Nötigste an Verbindungswörtern hinzuzufügen. Die gegebenen Wörter sind die Bestandteile eines bereits fertigen Gedankens. Daneben wurden noch zwei weitere Methoden als Ergänzung durchgeführt. 1. Die isolierte Auffassung zweier sukzessiv gebotener Worte. 2. Dieselbe Aufgabe mit

nachträglicher Beziehungssetzung der beiden Worte. „Wir können es als ein elementares Gesetz alles Wortdenkens aufstellen, dass das Wortdenken nach Zentralisation strebt“. Das Zentralwort, die Spitze der Wortreihe, bestimmt die Richtung des ganzen Gedankens. Aber auch die Mitgegebenheiten wirken in demselben Sinne: „Es sind die Mitgegebenheiten des Zentralwortes, die in höchste Bereitschaft geraten und durch jedes folgende Wort, welches assoziative Beziehungen zu ihnen hat, hervortreten und einen Komplex um das Zentralwort herum aufbauen. Sie sind es also, welche in erster Linie die Gedanken richtig bestimmen“. „Das beziehende und zusammenfassende Denken, welches in unseren verschiedenen Typen den Gedanken aus einer Wortmenge herausgestaltete, arbeitete zugleich im Dienste der Satzbildung. Dieser Gedankenentstehungsprozess ist daher bereits als Beginn des Satzbildungsprozesses anzusehen“. — J. Lindworsky, **Wahrnehmung und Vorstellung**. S. 201. 1. Das unmittelbar von einer peripheren Erregung der Sinne abhängige schlichte Erlebnis des Gegenstandsbewusstseins ist von dem nur mittelbar von Sinnesreizen abhängigen durch kein absolutes inhaltliches Merkmal zu unterscheiden. 2. Gleichwohl sind von den beiden Erlebnissen gemeinsamen Zügen durchschnittlich gewisse Züge bei der einen und andere Züge bei der andern Gruppe stärker entwickelt. 3. Diese verschiedene Ausbildung der gemeinsamen Züge reicht hin, um durch einen Vergleichsakt die Einsicht in die relative Verschiedenheit beider Gruppen zu gewinnen. 4. Eine so gewonnene Einsicht kann sich sowohl als bleibendes Wissen gedächtnismässig mit gewissen Erlebnissen verbinden, als auch nach Art des absoluten Eindrucks wirksam werden. 5. Ebenso wie die Verschiedenheit der Erlebnisse können auch andere Sachverhalte, z. B. die Beziehung zu dem bedingenden Reiz, durch unmittelbare Relationserfassung erkannt, durch gedächtnismässiges Relationswissen bewahrt und nach Art des absoluten Eindruckes wirksam werden. Auf diese Weise entsteht unter anderem der Charakter der Selbstgegebenheit des Gegenstandes und der Wirklichkeit, der die entwickelte Wahrnehmung von der Vorstellung unterscheidet. 6. Erblickt man schon in dem schlichten Gegenstandsbewusstsein eine Funktion bzw. die Wirksamkeit von Funktionen, so entsteht die entwickelte Wahrnehmung bzw. Vorstellung dadurch, dass sich an diesen Funktionen selbst wiederum Funktionen (der Beziehungserfassung) betätigen. Die entwickelte Wahrnehmung und die entwickelte Vorstellung sind somit Funktionen höherer Ordnung. 7. Der Hauptfehler der bisherigen Diskussion war die Gleichsetzung der von den Sinnesreizen unmittelbar abhängigen Erlebnisse mit der Wahrnehmung und der vom Sinnesreiz nur mittelbar abhängigen mit der Vorstellung. 8. Da das schlichte Gegenstandsbewusstsein durch das Hinzutreten relativer Merkmale sich zur Wahrnehmung oder Vorstellung entwickelt, dürfte es zweckmässig

sein, die auch beim Erwachsenen unter bestimmten Bedingungen wieder auftretende Erlebnisweise ohne die relativen Merkmale als das absolute Wahrnehmen und das absolute Vorstellen zu bezeichnen, die Ausdrücke Wahrnehmung und Vorstellung schlechthin jedoch der Erlebnisweise mit den relativen Merkmalen vorzubehalten. 9. Unter Anwendung dieser Terminologie gelten die Sätze: Die absolute Wahrnehmung ist von der absoluten Vorstellung nur gradweise verschieden und unter Umständen ihr inhaltlich völlig gleichartig. Zwischen Wahrnehmung und Vorstellung indes besteht eine übergangslose Verschiedenheit; letzteres nur inhaltlich, nicht entwicklungsmässig. 10. Die hier dargelegte Auffassung erlaubt eine einheitliche Betrachtungsweise der Wahrnehmung wie der Wahrnehmungsanomalien, der Vorstellung wie der Vorstellungsanomalien. Den Aktcharakter der Wahrnehmung und der Vorstellung als solcher erblicken wir nicht in einem geheimnisvollen unteilbaren Akte des Wahrnehmens, sondern in den Akten der aufgezeigten Relationserfassung bzw. des Relationswissens, die den Gegensatz beider Erlebnisweisen und ihre Beziehungen zu den äusseren Reizen zum Gegenstand haben. — **H. K. Schjelderup, Ueber Abhängigkeit zwischen Empfindung und Reiz. S. 226.** Vf. macht folgende physiologische Annahmen: 1. Der im weiteren Sinne nervöse Prozess, der in einem Sinnesorgane durch einen äusseren Reiz hervorgebracht wird, besteht in der chemischen Zersetzung einer Reihe Substanzen von verschiedener Zersetzbarkeit. 2. a) Die Zersetzungsgeschwindigkeit ist proportional der Reizstärke und der Menge vorhandener Substanzen. b) Die Geschwindigkeit der Neubildung (oder Neuzufuhr) hängt von der Menge schon vorhandener Substanz ab. Je mehr sich diese Menge (y) von der Maximalmenge (S_m) entfernt, desto grösser wird die Geschwindigkeit der Neubildung. Diese ist in jedem Augenblicke $S_m - y$ proportional. Damit gelangt Vf. zu einer neuen Massformel, welche zum wenigsten physiologische Geltung hat, aber auch psychophysisch genommen einen wesentlichen Vorzug vor der Fechnerschen hat, indem sie die negativen Empfindungen vermeidet; sie lautet: $E = K \ln \frac{(R + a)}{(R + b)a}$. Die Empfindungsstärke ist proportional dem nervösen Zersetzungsprozesse.

3] **Divus Dr. Thomas, Jahrbuch für Philosophie und spekulative Theologie**, II. Serie, herausgegeben von E. Commer. Wien und Berlin 1917, Mechitaristendruckerei.

4. Bd., 2. Heft: **Dokumente: Acta Benedicti PP. XV. S. 113.** — **A. Michelitsch, Kommentatoren zur Summa theologica des hl. Thomas von Aquin. S. 116.** Es werden zusammen mit den schon früher mitgeteilten 321 Kommentare aufgezählt, von denen manche Nummer noch ein a, b, c enthält. — **S. Szabó, Der theologische Wert**

der approbierten Lehre des hl. Thomas. S. 153. I. Wissenschaftliche und theologische Auktorität. II. Das kirchliche Lehramt und die approbierte Lehre. III. Die Lehre des hl. Thomas als Gegenstand des kirchlichen Lehramts. IV. Das Urteil und die Ueberzeugung der Kirche und die Lehre des hl. Thomas. — **Al. Horvath, Kampf um den hl. Thomas. S. 186.** Es werden diejenigen bekämpft, welche eine mildere Auffassung von den Kundgebungen Roms für den hl. Thomas vertreten. — **Gr. v. Holtum, Die motio divina der natürlichen und übernatürlichen Tugenden und der Gaben des hl. Geistes. S. 244.** „Die bei den übernatürlichen Tugenden gewiss auch einsetzende motio divina ist nur Voraussetzung und Beihilfe, die dieselben als feste Veranlagungen wirken lässt. Bei den dona hingegen ist die motio divina das, was die Gabe wirken macht, präzise insofern die motio divina einsetzt. Es sind also die dona nicht selbständige feste Veranlagungen zum Handeln, sondern ihrem Objekte nach durch die übernatürlichen theologischen Tugenden in ihrer Verbindung mit den Kardinaltugenden bestimmt, feste notwendige Voraussetzungen für das, was Gott, sich ihrer bedienend, unmittelbar wirken will“.